

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 40 (1964-1965)
Heft: 12

Artikel: Spuren die sich verlieren : als SAC-Hüttenwart im Wallis
Autor: Wehrli, Erwin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074453>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Spuren die sich verlieren

Als SAC-Hüttenwart im Wallis Von Erwin Wehrli

Im Januar 1937 muß es gewesen sein, in der Galmihornhütte im Goms. Zu ihr, 2113 Meter hoch gelegen, steigt man von Münster auf, wenn man das Wasenhorn, Galmihorn oder Löffelhorn erklimmen will. Dann, über den Tällerngrat, führt der Pfad ostwärts hinüber auf die Grimsel, nordwestlich zur Oberaar- oder noch weiter zur Finsteraarhornhütte.

Im Winter bekommt die Galmihornhütte wenig Besuch. Sie steht nicht in einem ausgesprochenen Skigebiet, und zudem fallen im Osten die Felsen steil zum Münstertälchen ab. Wer aber die Ruhe sucht und abseits übervoller Pisten geruhsame Wintertage genießen möchte, steigt gern zur Galmihornhütte auf.

Eines Tages meldeten sich zwei Medizinstudenten aus Marseille, die in Genf ihr Studium absolvierten. Sie beabsichtigten, einige Tage Wintersport zu treiben und entschlossen sich, am nächsten Tag hinauf-

zusteigen Richtung Galmihorn und von dort auf Umwegen abzufahren, zurück zur Hütte.

Was die jungen Männer vorhatten, gefiel mir gar nicht, und noch weniger das Wetter: über Nacht war Schnee gefallen, und am Morgen zog Nebel herauf. Wieder wirbelten kleine Flöcklein hernieder. Ich warnte vor dem Unternehmen, mahnte, besseres Wetter abzuwarten, machte aufmerksam auf die Flühe. – Aber was hilft es, jugendliche Draufgänger von einer Idee abhalten zu wollen, die sie nun einmal im Kopf haben! Sie setzen ihren Willen durch, vertrauend auf ihr Glück, ihre jugendliche Kraft, ihr Geschick.

Am späteren Nachmittag – die Dämmerung fiel



Illustration Carlos Duss

früh herein – hängte ich die brennende Karbidlampe vor die Hüttentür. Das Licht würde – dachte ich mir – den beiden die Richtung weisen. Nach fünf Uhr war es schon beinahe Nacht, aber noch war ich allein mit meinem Hund, der hin und wieder um die Hütte strich und die düstere Einsamkeit anbellte. Als mich Geräusche vor die Tür lockten, ging es bereits gegen sechs. Draußen, im matten Licht der Lampe, stand, bleich und kaum eines Wortes fähig, der eine der jungen Männer – allein.

Ich zog ihn herein, hieß ihn sich niedersetzen zum Feuer, und hier begann er zu sprechen: «Ich habe meinen Kameraden verloren . . . Ich weiß nicht wie es ging. Er war stets auf meiner Spur. Aber auf einmal blieb ich allein. Ich wartete. Eine Viertel-, vielleicht eine halbe Stunde. Aber als es immer dunkler wurde, bekam ich es mit der Angst zu tun. Ich fürchtete, daß ich den Weg selber nicht mehr finden würde. Glücklicherweise hörte ich dann den Hund da bellen. Später sah ich auch das Licht . . .»

Für mich gab es nun kein Zögern mehr. Den gepackten Rucksack hatte ich stets bereit, auch die Skis mit den Fellen. Meinen Hund brauchte ich nicht besonders zu heißen. Einzig den völlig verstörten Burschen mußte ich energisch in die Hütte zurückweisen. Er wollte mit mir aufsteigen; aber da er mir nur eine Last gewesen wäre, mußte ich ihm einschärfen, unter allen Umständen in der Hütte zu bleiben.

Es war vollends Nacht, als ich die Hütte verließ; aber je mehr ich an Höhe gewann, um so mehr war mir, als verlöre das Dunkel an Tiefe und Schwere. Die Spur des einen war gut wahrzunehmen. Eine Stunde lang vielleicht folgte ich ihr, und hinter mir trottete mein Hund, still und unverdrossen.

Dann mußte ich jäh stillestehen. In den vorerst sanft abfallenden Hang hinüber, den ein Ortsunkundiger leicht für die richtige Abfahrt hätte halten können, zog sich tief eine zweite Spur. Mir stockte der Atem im Gedanken an die Felsabstürze, und keinen Augenblick zweifelte ich daran, daß es hier wohl nichts mehr zu helfen gebe.

Als ich mich jedoch den Felsen näherte, gab mein Hund plötzlich laut. Ich stand still, rief – einmal, zweimal, dreimal . . . Und da . . . dumpf und schwach kam die Antwort aus dem Abgrund, irgendwo aus der Tiefe: «Allo . . . alloo . . . allooo . . .»

Hastig schlüpfte ich aus den Bindungen. Hier konnte ich die Bretter nicht mehr brauchen. Ich seilte mich an, tastete mich vorsichtig mit den Ski-

stöcken auf den ersten Vorsprung hinunter. Als ich hinunterleuchtete, gewährte ich den Abgestürzten. Auf dem letzten Gesimse hing er mit den Skis in den Legföhren. Zu seinem guten Glück hatte er nicht gewagt, die Bretter von den Füßen zu lösen.

Der junge Mann war kaum mehr bei Sinnen, als ich bei ihm anlangte, aber der Cognac, den ich ihm einflößte, wirkte beinahe Wunder. Allerdings kehrte mit den Lebensgeistern auch das Bewußtsein wieder, in welcher gefährlicher Lage er sich da befand. Die Angst erwachte. Er begann zu wimmern und weigerte sich, meinen Anordnungen zu folgen. Aber da muß man hart bleiben. Ich schimpfte den Burschen aus, schüttelte ihn und zwang ihn etwas grob auf die Beine, nachdem ich ihn am Seil festgebunden, gesichert und die Skis gelöst hatte.

Wie lange dann jener unbeschreiblich mühsame Aufstieg dauerte, kann ich heute kaum mehr sagen. Es mögen aber an die anderthalb Stunden gewesen sein, die wir für die knappen zwanzig Meter benötigten. Der junge Mann war zuweilen kaum imstande, Fuß vor Fuß zu setzen. Unablässig mußte ich ihn vor mir herschieben, sichern, ihm aufwärts helfen und ihn wieder sichern.

In der Hütte – um halb elf erreichten wir sie – wartete ein verzweifelter und resignierter Kamerad. Er hatte nicht erwartet, seinen Freund lebend wieder zu sehen. Stumm schlossen sich die beiden in die Arme.

Mit Geld konnten sie ihren Dank nicht abstaten, diese beiden. Sie standen auf finanziell recht schwachen Füßen. Ich erwartete auch keinen besonderen Dank. Um so erfreuter war ich, als im April ein eingeschriebener Brief mit zwanzig Franken eintraf. Mit herzlichen Worten bedankte sich der Gerettete.

Elena, die Schmugglerin

Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges trug man mir die Hüttenwartstelle in der Saflischhütte an, einer SAC-Hütte, die auf etwas über 2000 Metern am Saflischpaß, dem Übergang vom Simplongebiet ins Binntal, liegt. S., mein Vorgänger, ein wegen Trunksucht vorzeitig Pensionierter, hatte sich als Hüttenwart nicht wunschgemäß betragen, so daß man sich nach Ersatz umsehen mußte. Er fühlte sich natürlich durch mich verdrängt und betrachtete mich als seinen Feind. Mehrmals beschimpfte er mich aufs heftigste.

Zur Zeit, als ich die Saflischhütte übernahm, war der Krieg in Italien bereits zu Ende. Aber noch trieben sich im ganzen Land allerlei lichtscheue Gesellen umher, Spitzbuben und Gauner, vielfach sogar Verbrecher, die während des Krieges in der Widerstandsbewegung untergetaucht waren und sich jetzt nach einer neuen Betätigung umsehen mußten. In den Grenzgebieten schlossen sich viele zu Schmugglerbanden zusammen. Nun waren das natürlich keineswegs jene im Grunde ehrlichen Männer, die das Schmugglerhandwerk nicht aus Abenteuerlust, sondern ganz einfach aus der Notwendigkeit heraus betrieben, sich und ihre Familien zu ernähren und die auf ihren heimlichen Gängen nie eine Waffe mit sich trugen. Vielmehr steckten in diesen Banden fast ausnahmslos Kerle, die vor nichts zurückschreckten.

Ich erinnere mich, in meiner Hütte verschiedentlich ihren unerwünschten Besuch erhalten zu haben. Das war auch einmal an einem Abend der Fall, als eines der heftigsten Gewitter, das ich je erlebt habe, über die Berge hereinzog, dermaßen, daß sich meine Haushälterin aus Angst im Keller in Sicherheit brachte. Einen sicheren Unterstand suchten aber auch jene verwegen aussehenden, bewaffneten Gesellen, die in die Hütte traten und nach Tee fragten.

Mein Hund benahm sich ungewöhnlich wild, bedrohte die Eindringlinge und biß einen davon gar ins Bein, so daß es die Männer vorzogen, nachdem sie ihren Tee erhalten, nach kurzer Rast wieder zu verschwinden, obschon das Unwetter noch nicht aufgehört hatte. Sie unterließen es allerdings nicht, mich eindringlich zu warnen und mir ein schlimmes Ende anzudrohen, wenn ich es wagen sollte, sie zu verraten. Solche Drohungen bekam ich oft zu hören. Nach all dem, was sich immer wieder zutrug, waren sie durchaus ernst zu nehmen, und ich gestehe, daß ich mich auch entsprechend verhalten habe – selbst den Grenzwächtern gegenüber, die hin und wieder in der Hütte erschienen.

An jenem verhängnisvollen Tag im September des Jahres 1944 hatte ich mir vorgenommen, auf die Marmeltierjagd zu gehen. Ich war Richtung Hillenhorn aufgestiegen. Den Hang, der sich hinaufzog zum Ritterpaß, dem Übergang ins italienische Grenzgebiet, kannte ich als beliebten Aufenthaltsort der Marmel. Aber als ich nun hinüberspiegelte, entdeckte ich in meinem Feldstecher den Gefreiten Sauter, Postenchef des Grenzwachtpostens Binn. Er stieg langsam das Längtal hinauf zum Ritterpaß, zweifel-

los in der Absicht, dort italienischen Schmugglern aufzulauern. Heimlich verwünschte ich diesen Sauter, der mir meine Jagdpläne durchkreuzte. Und so entschloß ich mich denn, jene Hänge aufzusuchen, die sich vom Bortelhorn hinunterziehen gegen Berisal.

Ich hoffte, recht bald zum Schuß zu kommen und schlich mich vorsichtig von Deckung zu Deckung. Als ich aber dort ankam, wo der Blick ungehindert hinunterschweifen kann zum kleinen Tälchen mit seinem munter sprudelnden Bach, da gewährte ich jene Bande, die mir bereits nicht mehr unbekannt war. Einundzwanzig Männer zählte ich, dazu die Elena, eine schöne, junge Frau, die stets mit dabei war und die Rolle eines Lockspitzels spielte. Was mich aber mit besonderem Schrecken erfüllte, das waren die beiden Maschinenpistolen, welche die Burschen mit sich führten und die unter ihren Händen nur allzu gerne loszugehen pflegten.

Daß sich wenig später hier ein Drama abspielen sollte, wußte ich natürlich nicht. Die näheren Einzelheiten erfuhr ich erst, als mich ein Grenzwachtbeamter verhörte: Eine oder zwei Stunden nach meinem Weggang stellte Gefreiter Sauter überraschend die Bande. Er vertraute seinem geladenen Karabiner, kümmerte sich weder um die einundzwanzigfache Übermacht noch um die Maschinenpistolen, und forderte die ganze Bande auf, ihm mitsamt ihren Lasten zum Posten Binn hinunter zu folgen.

Als ihn einer der Burschen durch eine Auseinandersetzung ablenkte, schlich sich ein anderer von hinten heran und schoß ihm aus der Maschinenpistole zwei Schüsse in den Rücken. Sauter fiel schwerverletzt zu Boden, begann zu schreien und zu wimmern, man möge ihn nicht töten, er hätte eine Frau und zwei Kinder zu Hause. Da ergriff Elena, die später vor Gericht aussagte, sie hätte dieses Schreien und Flehen nicht mehr länger mitanhören können, einen spitzen Stein und schlug damit so lange auf Sauters Kopf ein, bis der junge Grenzer verschied. Dann schleppte die Bande Sauters Leiche hinter einen Felsblock und deckte sie mit einigen Steinen zu. Tags darauf fanden ihn seine Kameraden, die sich, durch sein Wegbleiben beunruhigt, sofort auf die Suche machten.

Die Hälfte der Bande etwa konnte dingfest gemacht werden – darunter Elena –, den andern gelang es, sich der Strafe zu entziehen.

Bei der Gerichtsverhandlung in Domodossola wurde der Haupttäter, der feige Rückenschütze, zu achtzehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Auch Elena

bekam eine hohe Strafe. – Ein eigenartiger Zufall führte mich bei einem kürzlichen Tessinaufenthalt auf ihre Spuren. Sie lebt heute in der Nähe von Luino und ist auch heute noch, nach zwanzig Jahren, von jener seltsamen Schönheit wie damals, als sie ihre unheilvolle Rolle spielte und jene grausige Handlung vollbrachte.

Vermisst wird

Von einer anderen tragischen Geschichte und einer ebenso traurigen dazu muß ich noch berichten. Zwanzig Jahre sind seither verflossen, aber heute noch erinnere ich mich jener Vermißtmeldung, die ich an diesem Novembertag des Jahres 1945 zufällig mitangehört hatte: in Spiez vermißte man den zwölfjährigen Verdingknaben Walter Frei: er war unter Mitnahme eines Geldbetrages verschwunden.

Ein unfreundlicher Tag war das. Der Winter hatte schon Einzug gehalten, um die Hütte pfiß ein eisiger Wind, das Fletschhorn hüllte sich in dichte, schwere Wolken, und es roch nach Schnee.

Drunten im Schallberg lag Post für mich. Der Schmugglerbanden wegen konnte ich es nicht verantworten, meine Haushälterin länger als nötig allein in der Hütte zurückzulassen. So stieg ich denn früh schon hinunter zum Schallberg, um zeitig wieder zurück sein zu können.

Als ich beim Wirtshaus drunten an der Simplonstraße ankam, fuhr eben die Post vor. Als einziger Fahrgast stieg ein Jüngling aus und begab sich in die Gaststube. Das kam mir wohl etwas seltsam vor; aber im Augenblick machte ich mir keine weiteren Gedanken. Hinter dem Hause traf ich meinen Vorgänger beim Holzhacken. Natürlich war er nach wie vor schlecht auf mich zu sprechen und erwiderte meinen Gruß kaum. Ich würde den Mann auch kaum erwähnen, wenn er nicht in dieser Sache schwer mitschuldig geworden wäre. Als ich eintrat, saß der Knabe an einem Fenstertisch. Die Wirtin hatte ihm eben einen Milchkaffee gebracht. Ich bestellte mir einen Imbiß, setzte mich zum Knaben und versuchte mit ihm ins Gespräch zu kommen.

Ob er in Brig wohne, fragte ich ihn. «Nein, ich komme von Spiez», antwortete er. Sein Vater hätte ihm erlaubt, zu seinen Verwandten nach Brig zu fahren. Er hätte sie aber nicht angetroffen und deshalb habe er die Nacht im Hotel Touring verbracht.

(Das stimmte, wie sich später herausstellte. Unbehehellig konnte der Knabe in jenem Hotel übernachten!) Ich wunderte mich natürlich, wie er denn an einem gewöhnlichen Wochentag einfach wegreisen könne, Schulferien jedenfalls seien zu dieser Jahreszeit nirgends. Aber der Bub wußte auch darauf eine Antwort: «Unser Lehrer ist krank, deshalb haben wir einige Tage Ferien.»

Er nannte mir auch ohne weiteres seinen Namen – Walter Frei – und berichtete mir, daß er einmal den Simplonpaß hätte sehen wollen, von dem ihm sein Vater oft erzählt.

Für mich war nun alles klar. Zur Wirtin in die Küche ging ich, nachdem ich den Buben geheißsen, auf mich zu warten, damit er ein Stück des Weges mit mir kommen könne.

«Zu Hause weggelaufen ist dieser Bursche!» sagte ich zur Wirtin. «Kommts Euch nicht seltsam vor, daß zu dieser Jahreszeit ein so junger Bursche in den Schallberg kommt und seinen Kaffee sogar mit einer Fünfigernote bezahlt. Da müßt Ihr sofort der Polizei berichten!»

Daß sie das nichts angehe, herrschte mich die Frau aufgebracht an. Der Bub habe seinen Kaffee bezahlt, und um anderes kümmere sie sich nicht. Wenn es mir Freude mache, könne ich ja selber der Polizei telefonieren; sie gebe dafür keinen Rappen aus.

Im Gang, wo das Telephon hing, hörte ich, wie S. dem Buben drin in der Gaststube erklärte, wo die Landesgrenze verlaufe.

Vom Polizeiposten in Brig bekam ich den Bescheid, man möge den Knaben mit jemandem herunterschieken, man hätte keine Zeit, selber zu kommen. Und im übrigen wisse man nichts von einer Vermißtmeldung.

Schnell hängte ich meinen Rucksack um, trat vors Wirtshaus; aber der Knabe war nicht mehr zu sehen. Nur S. lungerte herum.

Höhnisch rief er mir zu: «Der ist weg – da hast du der Schroterei umsonst telefoniert . . .»

Eine unbeschreibliche Wut stieg in mir auf. Daß er ein elender Halunke sei und die Schuld daran trage, wenn dem Knaben etwas zustoße, schrie ich ihm ins Gesicht, und auch die Wirtin verschonte ich nicht. Noch einmal rief ich die Polizei an, berichtete, daß man Walter gewarnt habe und daß er nun von neuem verschwunden sei. Für den Fall, daß sich Walter an die Simplonstraße halten sollte, informierte ich noch den Grenzposten Berisal.

Als ich, müde und niedergeschlagen, gegen drei Uhr zur Hütte kam, hatte ich kaum Zeit, den Gruß meiner Haushälterin zu erwidern. Ich fragte, ob sie niemanden wahrgenommen hätte, der da durchgekommen sei. Doch, antwortete sie, ein Knabe sei vor geraumer Zeit über Roßwald gegangen, ein Schafhirte vermutlich.

Nun ist es in dieser Jahreszeit nichts Außergewöhnliches, daß Schafhirten vor dem endgültigen Einwintern nach verlorengegangenen Schafen suchen; aber mir war auf einmal klar, daß es sich bei jenem Knaben zweifellos um Walter gehandelt haben mußte. Damals allerdings wußte ich nicht, weshalb er so nahe bei der Hütte vorbeigekommen war und diese trotzdem nicht aufgesucht hatte. Erst viel später erfuhr ich, daß ihn S. vor mir gewarnt hatte.

Zufall oder Ahnung?

Auf der Spur

Mich hielt's nicht lange in der Hütte. Irgend etwas aß ich noch, und in kurzen Schwüngen, vorsichtig, denn noch war die Schneedecke auf der Sonnenseite recht spärlich, glitt ich hinunter in ein felsiges Tobel. Hier, geschützt vor Sonne und Wind, lag der Schnee ziemlich tiefer, und hier war es auch, daß ich wahrhaftig auf des Knaben Fußspuren stieß.

Meine Bretter mußte ich jetzt zurücklassen, zu steil wurde der Hang und zu tief der Schnee. Deutlich war zu sehen, daß der Knabe hier den Aufstieg versucht hatte. Aber er war immer wieder zurückgeglitten und zuweilen in einer Schneeverwehung tief eingesunken. Unvermittelt führte dann die Spur hinüber auf die Sonnenseite, wo es noch schneefreie Stellen gab, und wo sich der Hang hinaufzog zum Saflischpaß.

Zwiespältig waren die Gedanken, die mich bedrängten, während ich bergan stieg: Da war einerseits das Hoffen, ich möchte den Buben erreichen, bevor die Nacht über die Berge hereinbricht; anderseits der Wunsch, Walter möge den Saflischpaß bald erklimmen, dort von einer Grenzpatrouille gesehen und in Obhut genommen werden . . .

Aber all mein Hoffen war umsonst. Vom Schneestampfen wurde ich müder und müder. Es begann sachte zu schneien; die Nacht kündete sich an. Dichter fielen die Flocken, und mir blieb keine andere Wahl als umzukehren.

Todmüde kam ich gegen neun Uhr zur Hütte. Die

Meine Familie war in den Ferien. Ich musste noch eine Woche zu Hause bleiben, da ich als Examinator am Abschlussexamen einer Berufsschule teilnehmen sollte. Die Expertenarbeit begann jeweils um 9.15 Uhr. Da ich zu den Morgenschläfern gehöre und ich mich jetzt leider nicht auf meine Frau verlassen konnte, die mich immer weckte, gab ich Nr. 11 den telephonischen Auftrag, mich um 8 Uhr herauszuschellen.

Am folgenden Morgen kam der bestellte Anruf prompt. Ich hob schlaftrunken ab, und . . . kaum hatte die Telephonistin mir einen guten Tag gewünscht, so entschuldigte sie sich auch schon dafür, dass sie mich um 7 Uhr anstatt um 8 Uhr geweckt hatte, was sie eben jetzt erst entdeckte! Schimpfen hatte jetzt wenig Sinn, ich war wach und stand auf, freilich etwas missmutig über die verlorene Stunde.

Als ich aber nach dem Morgenessen meine Mappe packte und den Prüfungsplan nochmals überflog, entdeckte ich, dass mein heutiger Tag als Experte statt um 9.15 Uhr schon um 8.15 Uhr begann! Ich packte meine Siebensachen zusammen und kam noch frühzeitig genug, um die Arbeit ohne Verspätung anzufangen. Der zufällige Irrtum der Telephonistin hatte meinen Irrtum korrigiert.

E. W.

Fragen meiner Haushälterin konnte ich kaum beantworten, ja, ich glaube sogar, daß ich damals geweint habe, denn mir war zur schrecklichen Gewißheit geworden, daß Walter seinen letzten Gang getan habe.

Des Morgens, es war ein Sonntag, fuhr ich in aller Frühe hinunter zum Posten Berisal an der Simplonstrasse. Er habe, erklärte mir der Postenchef, am gestrigen Spätnachmittag mit dem Feldstecher die Gegend des Saflischpasses abgesucht und dabei eine Gestalt sich bewegen gesehen. Er habe aber sofort an mich gedacht und vermutet, daß ich dort oben der Schneehasenjagd nachginge.

Für mich gab es nun keinerlei Zweifel mehr. Wieder rief ich den Kantonspolizeiposten in Brig an. Man versprach mir, Leute zu schicken. Im Wirtshaus Schallberg, wohin ich mich nachher begab, saßen Einheimische beim Jaß. Ich bat sie, mit mir aufzusteigen und nach dem Knaben zu suchen.

Das falle ihnen nicht im Traume ein, empörten sie sich, nach diesem Lausbuben und Schelm zu suchen, das sei Sache der Polizei. Schläge hätte ein solcher Kerl verdient.

Was halfs, ihnen meine Wut ins Gesicht zu schreiben – sie wandten sich ab und ließen mich stehen. Ich setzte mich dann mit der Berner Kantonspolizei in Verbindung und schilderte das Geschehene. Man versprach sofortige Hilfe. Von der Hütte aus unternahm ich noch einmal einen Versuch, zum Saflischpaß aufzusteigen; aber jetzt lag der Schnee schon über einen

halben Meter hoch, und es schneite ohne Unterlaß.

Wieder, zum zweiten Male schon, mußte ich umkehren. Und wieder wurde ich mir meiner Ohnmacht bewußt.

Von Brig erschienen zwei Polizisten mit einem Schäferhund. Stundenlang suchten sie das Gelände ab, rings um die Hütte, einige Alpweiden und Ställe. Natürlich war alles umsonst, denn nach dem Saflischpaß, wohin ich sie gewiesen, begaben sich die beiden nicht. Daß ich mich bestimmt geirrt hätte, behaupteten sie. Gewiß sei der Knabe längst wieder im Tal. So verließen sie die Hütte.

Wenig später traf die Spiezer Rettungskolonnie ein. Zwei Tage lang suchten die Männer, dann mußten sie sich unverrichteter Dinge wieder auf die Heimreise begeben.

Der Winter ging ins Land – mein letzter Winter in der Saflischhütte. Im Frühsommer war in der Zeitung zu lesen, Sennen hätten bei Instandstellungsarbeiten in einer Alphütte von Grengiols unterhalb des Saflischpasses die Leiche eines zwölfjährigen Knaben gefunden...

Seine Sehnsucht nach dem sonnigen Süden, von dem ihm ein in der gleichen Familie untergebrachter Flüchtlingsknabe aus Sizilien oft berichtet hatte, mußte er mit einem einsamen, schrecklichen Tode bezahlen.

Diese Erlebnisse wurden aufgezeichnet von Max Pamtillon

Vom 8.–30. September

FESTIVAL GASTRONOMIQUE D'ALSACE

im Zunfthaus zur Safran, Zürich

A. Sulser, Zunftwirt

